

# Westland

Zeitschrift für die Kultur  
der Ostdeutschen ❖

JAHRG. III, NR. 16 / II. MAI-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## INHALT:

OLGA HÖRLER

ADAM MÜLLER-GUTTENBRUNN

MARIE KLEIN

AUS DEN BRIEFEN EINES SÄCH-  
SISCHEN STUDENTEN AN SEINE BRAUT

LEOPOLD R. GUGGENBERGER

GEDICHTE

JOHANN SCHUSTER

JAHRESWENDE. NOVELLE

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT

KRITIK DES TAGES / LITERATUR

THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN / VEREINE

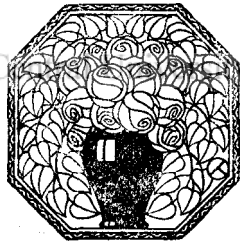
BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei



# „Ostland“

Zeitschrift für  
die Kultur der  
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:  
Modernen Bücherei  
Geleitet von Dr. R. Esaki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal  
und ist zu beziehen durch  
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und  
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt  
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5

# Ostland

## Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

---

Jahrgang III, Nr. 16 — Zweites Maiheft — 1921

---

### Adam Müller-Guttenbrunn

Von Olga Hörler

Im Banat wird um Pfingsten ein Haus bekränzt, und Fahnen werden von seinem Giebel wehen. Es ist Adam Müller-Guttenbrunn's Geburtshaus, an dem man eine Gedenktafel einfügen will. Die Glocken seiner Heimat werden klingen, und die Glocken des ganzen deutschen Ostlandes schwingen freudig mit.

Wenn einer in der Vorkriegszeit zu jenem bedeutsamen Hause pilgerte, da zeigten die ältesten Leute Guttenbrunn's gern die Stelle, an der des Schwabendichters Wiege stand. Am 22. Oktober 1852 hatte man das kleine Menschenkind zum erstenmal hinein gebettet. Jetzt hing das Bild Ludwig Kossuth's über diesem Plätzchen, und bei diesem Anblick ballte mancher jugendliche Brausekopf die Hand zur Faust. Aber leise hatten schon „Die Glocken der Heimat“ gemahnt: aufrichten, aufbauen, nicht zerstören sei die Aufgabe der Deutschen. Einen Schleier, der über Müller-Guttenbrunn's Wiege lag, hat der Dichter in seinem Roman „Meister Jakob und seine Kinder“ selbst gelüftet, und seine junge blonde Tochter Eva hat er nach seiner Großmutter gekauft, die von ihm als eine ideale Frauengestalt dargestellt wurde.

Es war dem Dichter bestimmt, seine Lebensfahrt gleich vom Beginn an gegen

widrigen Wind unternehmen zu müssen, und wohl ihm, daß er sich in jedem Unwetter, das ihn umbrauste, unbeugsam behauptet hat. Schon als er am Semesburger Gymnasium lateinische Vokabeln memorierte, wehte von der Hauptstadt her eine scharfe Brise. Man begann die klassischen Sprachen in einer den Buben noch fremderen Sprache, der magyarischen, zu erläutern. Der kleine Müller wurde deshalb von der heimischen Mittelschule nach Hermannstadt verpflanzt, das ihm im freundlichsten Andenken geblieben ist. In dem „kleinen Schwaben“ erzählt er, daß der Unterricht einen Zug ins Große gehabt habe, der Deutsch- und der Geschichtsprofessor redeten wie die Apostel zu den Kindern.

Ursprünglich sollte Müller-Guttenbrunn Geistlicher werden. Diesen Plan scheint ein Oheim des Dichters, der Chirurgus war, durchkreuzt zu haben; er hätte den talentierten Jungen gern als seinen Nachfolger in der Gemeinde und Umgebung eingeführt, und so schickte man Müller-Guttenbrunn nach Wien ins Josephinum. Als er dort ankam, war man gerade dabei die Anstalt aufzulösen; Universitätsstudien waren zu kostspielig und zu langwierig, und so besuchte der junge Mann die Handelsakademie und

kam endlich als Beamter zur Telegraphen-  
direktion in Linz (1873).

Schon spannten sich die Flügel des  
Dichters. Linzer und Wiener Blätter  
brachten Feuilletons und Gedichte von  
ihm, und es spannten sich die Flügel  
des Kulturpolitikers, denn er schrieb für  
die „Deutsche Zeitung“ Artikel, die sich  
mit dem Deutschtum in Ungarn befaßten.  
Nachdem aber auch ein Theaterstück —  
„Im Banne der Pflicht“ — entstanden  
und in Linz ausgeführt worden war, nahm  
ihn Laube an seine kräftige Hand und  
erreichte vor allem das eine, daß Müller-  
Guttenbrunn nach Wien versetzt wurde.

Im Sonnenschein fraulicher Güte,  
in Iduna Laubes Salon, angelehnt  
Ebner-Eschenbachs, der sanftmütigsten  
aller Künstlerinnen, verschrieb er sich dem  
Theaterteufel. Er kritisierte, dichtete mit  
und ohne Laube, förderte und wurde  
gefördert und dirigierte nacheinander  
zwei Wiener Theater. Daß er das da-  
malige Jubiläums-Theater, eine Partei-  
bühne, als Leiter übernahm, zog ihm,  
ohne daß er vielleicht selbst Partei war,  
die Feindschaft der größten Macht Öster-  
reichs, des Judentums, zu. Es erforderte  
den Mut Müller-Guttenbrunns, nach  
dem Zusammenbruch des Unternehmens  
(1903) sich trotz alledem an den Schreib-  
tisch zu setzen und Romane zu schreiben,  
die von der zuständigen Presse und den  
Literaturgewaltigsten totgeschwiegen wur-  
den. Ohne es zu wissen und zu wollen,  
war er aber glücklicherweise mit seinen  
Dichtungen gerade in jene Strömung  
gekommen, die den Oberlauf im Schrift-  
tum hatte, es war noch die Zeit der  
Heimatkunst.

Eine Reise in die Heimat, die  
er nach zwanzig Jahren magyarisiert  
wieder sah, und der Schmerz um das ver-  
lorene Deutschtum hatten ihm die Feder  
in die Hand gedrückt. Er mußte sich vor-  
erst von dem heiligen Zorn und dem

nagenden Weh befreien, ehe er an künst-  
lerisches Schaffen ging, und so schrieb er  
die „Gökendämmerung“. Man er-  
zählte damals in Wien, der als über-  
trieben sparsam gescholtene österreichische  
Thronfolger Franz Ferdinand habe un-  
zählige Exemplare der Gökendämmerung  
angekauft, um sie zu verschenken. Jedes  
Militärkasino sollte das Buch besitzen.  
Die Presse schwieg und Adam Müller-  
Guttenbrunn schrieb; er schrieb, wie er  
selbst einmal lachend sagte, mit der linken  
Hand für den Erwerb, mit der rechten  
das, was ihm wie eine Offenbarung aus  
Herz und Hirn quoll — seine Romane.  
Von den letzteren sollen nur noch einige  
genannt werden, und zwar zunächst ein  
Lieblingebuch Peter Roseggers: „Es  
war einmal ein Bischof...“  
Rosegger nannte den Bischof ein wahres  
Schulbeispiel, wie der Dichter eine von  
der Parteien Gunst und Haß entstellte  
Gestalt künstlerisch zu zeigen hätte. Dann  
folgte „Der große Schwabenzug“, der  
an sich ein Gemälde ist und einen Künstler-  
kreis derart begeisterte, daß die Maler  
sich vornahmen, das Werk ohne jeden  
Lohn durch ihre Illustrationen zu einem  
Prachtband zu gestalten. Der Krieg  
machte den freundlichen Plänen ein jähes  
Ende; und schon während des großen  
Ringens erschienen die beiden Staats-  
romane „Barmherziger Kaiser“  
und „Josef der Deutsche“, über  
die Feldmarschallleutnant Rieger urteilte:  
Es ist viel über Josef den II. und seine  
Mutter geschrieben worden, wenig, das  
sich neben diese Bücher stellen könnte.

Von den drei Penau-Romanen war  
es dem „Ostland“ vergönnt, seinen ersten  
Jahrgang mit „Sein Waterhaus“  
zu beginnen.

Die oben genannten Werke ragen  
hervor, wie die Gipfel eines Gebirgszuges  
im Abendchein, aber in den vielen  
Sammlungen kleiner Erzählungen blühen

nicht minder duftige Blüten. Alles, was Müller-Guttenbrunn schreibt, ist gemüths- tief, lebensbejahend, und die schlichte Art, wie er erzählt, ist in ihrer vor- nehmen Einfachheit wahrhaft künstlerisch.

Das Größte, was er während seines reichen Lebens geleistet hat, tat er für sein Volk. Jeder seiner Schwaben-Romane war immer wieder ein erneuter Ruf nach Hilfe. Deutschland und Osterreich sollten die Hände reichen, damit seine Schwaben nicht im Sumpf versinken. Sechs oder sieben Jahre hat er seinen Landsleuten ihren Kalender geschrieben, um ihr Deutsch-

tum wach zu erhalten. Wenn sie jetzt zu Pfingsten sein Geburtshaus bekränzen, so feiern sie damit ihre eigene Wieder- geburt. Der Geist der Wahrheit ist über sie gekommen, und standhafte Bekenner und Verkünder ihrer Abstammung wollen sie werden. Sie fühlen, daß ihr Dichter die Flamme entfacht hat, die über ihren Häuptern steht. Und von ihrem Fest strömt ein Geist des Trostes und des Friedens über das ganze Ostland aus, denn wenn bei Brüdern die Glocken der Heimat klingen, schwingt unsere Seele freudig mit.

## Aus den Briefen eines sächsischen Studenten an seine Braut / 1820—1825

Von Marie Klein

(Fortsetzung.)

### V. Zweiter Aufenthalt in Göttingen.

Wer die Briefe aus Paris gelesen hat, fühlt ordentlich wie unser junger Freund in der Weltstadt geistig gewachsen ist. Glücklich über die Fortschritte in seiner Arbeit und entzückt von all dem Schönen und Großen, das er in Paris genossen hat, kommt er in sein geliebtes Göttingen zurück, wo ihn so vieles wie einen alten Bekannten grüßt und er sich so wohl fühlt.

Und doch ziehen düstere Wolken an seinem Himmel herauf. Ein Zwiespalt in seiner Seele tut sich auf. Es sind nun schon drei Jahre verflossen, seit er seine Braut zuletzt gesehen hat. In einem Zeit- raum von sechs Jahren ist er nur einmal vier Wochen mit ihr zusammen gewesen. Und damals hatte er es sich zum Ziel gesetzt in weiteren drei Jahren mit seinen Studien fertig zu sein.

Nun aber sind diese noch immer nicht beendet und halten ihn von der Heimat fern. Wann er sein selbstgestecktes Ziel erreichen wird, das weiß er heute

weniger denn je. Seine Pläne kann er nicht aufgeben, sein Herz aber verlangt fürnützlich nach einem Wiedersehen mit der Braut.

Sie hatte ihm nach Paris geschrieben, der Mensch habe im Leben Augenblicke, für deren einen er sein ganzes übriges Leben hingeben möchte. Einen solchen Augenblick des Glückes, in dem er sie in seinen Armen halten kann, möchte er nun herbeiführen. Nach Siebenbürgen „kann“ und „darf“ und „soll“ er jetzt nicht kommen. Die „Verhältnisse“ liegen nun einmal so, deshalb bittet er sie dringend und zärtlich, mit allen Argumenten eines Liebenden und der Gründlichkeit eines Philosophen, zu ihm zu kommen. — Sie soll nicht erschrecken und diesen Plan nicht für leichtsinnig halten. Er beteuert, daß sein Vorschlag das Ergebnis vielen Nach- denkens in schlaflosen Nächten sei. Sie solle alle Bedenkllichkeiten weglassen und seinem Ruf folgen.

Sie, die tausendmal an seinem Halse ihm das himmlische Wort „dein“ zu-

geflüstert hat, sie, deren Lippen er tausendmal geküßt hat, soll nicht warten, bis lächerliche Vorurteile sie ihm zuerkennen. Er erinnert sie an das Wort, das Hippolyt zu seiner Uricia in Racines „Phädra“ sagt: „Die Fackeln sind es nicht die den Hymen weih'n.“

Er setzt ihr auseinander, wie er innerlich vom „Gang der Sitte abgesprungen“ sei und wie vieles in ihr gar keine Berechtigung habe. „Heutzutage — sagt er — gilt es für Schwäche, natürlich und was daraus folgt ‚glücklich‘ zu sein.“ „Zwang ist es, Unnatur, Er-tötung der edelsten Gefühle, was man als Heldentum feiert.“

„Und kann man es den Eltern verdenken, wenn ihnen die alltägliche Stimme der Menge zum Orakel wird und sie diese auf ihre Kinder anwenden? — Auf unserer Seite aber steht das Leben, nichts als das Leben. Nicht Deutschland und Italien, nicht ganz Europa mit seinen Schönheiten des Nordens und Südens, nicht die Welt, die uns offen steht, will ich nennen, eine nie geahnte Lebensfülle, und das keusche Schwelgen des Geistes in der Erforschung des Wesens der Dinge und in ihrer neuen Schöpfung ist es, wogegen alles andere verschwindet.“

„Jetzt sind meine Freuden noch immer exzentrisch, eine die andere mit Ungestüm überflügelnd, wenn es mir aber gelingen sollte, Dir für jede Träne, die Du um mich geweint, ein Vergnügen zu schaffen, dann erst stünde mit dem Grad auch das Gleichgewicht im Verhältnis.“

Er ist unerschöpflich in Gefühlsergüssen und theoretischen Auseinandersetzungen, aber die praktische Seite seines Planes hat er weniger durchdacht. Er rät ihr — falls von ihren Bekannten jemand nach Wien fährt — sich anzuschließen, niemandem davon zu sagen und in Wien bei der Mutter einer Freundin ihn zu erwarten. Er wird sie holen und

mit ihr nach Weimar fahren und später nach Dresden und Leipzig. Er ist ganz begeistert von diesen Aussichten.

Einstweilen weiß er aber leider noch nicht, wie er ihr Geld schicken soll, das bedrückt ihn. Doch es wird sich schon finden! Wenn nur die prinzipielle Seite der Idee gelöst ist. So scheint er zu denken. Jedenfalls schüchtert ihn der momentane Tiefstand seiner studentischen Kasse nicht ein. Er bittet sie sehnüchtig: „Fliege in die Arme Deines Geliebten. Schwer kann ich es erwarten, Dich in meine Arme zu schließen und Dich an Deinen alten Platz, an mein Herz zu drücken.“ —

Nun wartet er wochenlang auf die Antwort der Braut. An den Abenden sitzt er mit seinem Freund Christen zusammen. Sie besprechen seine Hoffnungen und seine Sorgen. Oft sind beide so aufgeregert, daß sie nicht schlafen können und bis zum Morgen das interessante Thema erörtern. Christen — der in dieser Sache natürlich mehr Vernunft hat — rät ihm ab von der Reise nach Wien. Er erinnert ihn daran, daß den Österreichern der Besuch der deutschen Universitäten verboten war und meint es sei gefährlich, man werde ihm die Rückkehr aus Wien nach „Deutschland“ sperren.

Aber er erreicht mit dieser Warnung beim Freunde nur das Gegenteil. Dieser sagt: „Gerade der Gedanke mir mitten aus diesem Land meine Geliebte zu holen, erhöht den Reiz des an sich schon reizenden Verhältnisses sehr.“

Endlich kommt der Tag, wo der Zolleinnehmer am Tor — der längst weiß, wie ungeduldig der junge Siebenbürger auf Briefe aus der Heimat wartet — ihm klopf (wie er in die Bibliothek geht) und ihm Susis Antwort überreicht.

Klopfenden Herzens, voll froher Erwartung öffnet er den Brief. Aber er erlebt eine Enttäuschung. Die Braut lehnt seinen Vorschlag fest und bestimmt ab.

Wohl leidet auch sie seit Jahren schwer unter der Trennung, aber das auf dem Pfarrhof aufgewachsene, behütete und zarte Mädchen hat seine in frühester Kindheit eingefogenen, festen Grundsätze nicht gewechselt. Kein Sturm hat bisher daran gerüttelt, kein Strom der Welt etwas davon hinweggespült. Die im Nachhall der großen französischen Revolution immer weiter um sich greifenden Ansichten über die Institution der Ehe, die Auffassung, welche die Romantiker in Deutschland davon haben und von welcher der Bräutigam so viel in sich aufgenommen hat, ist an ihr vorübergegangen. Unberührt von alledem erscheint ihr sein Vorschlag „romanhaft“ und die Art, wie er von der Zusammenkunft gesprochen hat, ist ihr zu „schwärmerisch“. Sie erinnert ihn daran, wie sie einst in glücklichen Jugendtagen Rabale und Liebe zusammen aufgeführt hatten. Sie war seine Luise gewesen. Er ihr Ferdinand. Und damals hatte ihn der reine, gediegene Charakter Luizens so gerührt. Sie beteuert, daß auch sie, ebenso wie Luise, nichts tun könne, was ihr unrecht erscheine.

In seiner Antwort kommt auch er auf Rabale und Liebe zurück. Er erinnert sie daran, wie sie sagte: „Ich bitte dich, höre auf Ferdinand. Ich glaube an keine glücklichen Tage mehr.“

Dies, sagt er, war nur auf der Bühne gesagt, aber wie viel Ähnliches hat seither unser wirkliches Leben mit diesem Schauspiel gehabt, und wie manches Ähnliche hat es noch damit. Damals hätten wir es auch einem Gott nicht geglaubt, wenn er gesagt hätte: Ihr werdet viele Jahre entfernt von einander leben und nur selten in Briefen zu einander sprechen. Nein, wir hätten ihm aber auch nicht geglaubt, wenn er gesagt hätte: Alle Reiche der Welt will ich Euch zeigen und alle diese Reiche sind Euer — wenn (nicht wie der böse Feind zu Christus

auf dem Berge spricht, wenn Du niederfällst und mich anbetest) — sondern wenn Ihr sie genießen wollt. Und er klagt, daß sie sich dem harten Joch der despotischen Sitte beugen will.

Er verwahrt sich dagegen, der Schwärmererei ergeben zu sein. Und was das „romanhafte“ anbelange, so sei eben jedes Liebesverhältnis ein lebendiger Roman. Der Unterschied zwischen Roman und Roman sei nur der, daß der eine „trocken und glatt und oft gemein“, der andere „freier, lachender, der menschlichen Natur angemessener“ gespielt werde. Er sei nicht für phantastische Zügellosigkeit eingetreten, er habe nur von dem heiligen Feuer gesprochen, das unser Wesen bestimmt. Diesem sei nichts so wichtig als Harmonie, aber nicht eingebildete Ordnungen.

Er will sie nicht überreden etwas zu tun, was gegen ihre Überzeugung ist, aber eben diese Überzeugungen, diese ihre Ansichten über Recht und Schicklichkeit hätte er gern „etwas geordnet“, „mehr begründet“ und „zurecht gewiesen“.

Schließlich kommt er zu dem Resultat: „Liebende sollten sich nicht trennen, damit sie, nicht nur körperlich, sondern auch geistig Hand in Hand gehen. Das Eine führt, das Andere folgt. Sind sie aber getrennt, nehmen ihre Bahnen verschiedene Richtungen und ihre Ansichten werden nach und nach einander ganz fremd, wenn sie nicht beizeiten den gemeinschaftlichen Pfad auffuchen.“

„Wir wollen also, wie Du es wünschst, für jetzt dieses Kapitel schließen und damit Du Dein Köpfchen nicht hängen läßt und nichts mehr von Unglück träumst, schicke ich Dir zum neuen Jahr das Versprechen eines Wiedersehens im folgenden Jahr. Und nun geschehe was Du willst, Du bist und bleibst meine liebe Susi.“

So hatte er sich denn gefügt, aber ein Hauch des Mißverständnisses blieb

doch als kleines Wölkchen am blauen Himmel dieser treuen Liebe zurück.

Der Bräutigam mußte bald wieder Aufklärungen geben. Er hatte in Paris das Bild eines schönen Mädchens gesehen, welches ihn an Susi erinnerte. Er besaß von ihr kein Bild und manchmal schien es ihm fast, als wisse er nicht mehr ganz genau, wie sie aussehe. Die Jahre mußten sie verändert haben. Wenn das Bild, das ihn an sie erinnerte, ihr wirklich ähnlich war, wollte er es sich — statt eines Porträts — aufbewahren. Das alles aber sagte er nicht. Er sandte nur das Bild in die Heimat mit der lakonischen Anfrage, ob sie so aussehe? — Die Braut verstand diese Frage nicht. Ihr erschien das Bild viel schöner, als sie selbst. Sie wurde erst ein wenig eifersüchtig, dann gekränkt. Sie versicherte ihm, daß sie nie so schön gewesen sei und daß er, wenn er sie jetzt sehen sollte, auf ihrem Antlitz die Spuren manchen Kammers und vieler Tränen, die sie um ihn geweint hatte, sehen würde. Er entschuldigt sich und bekennt, daß er nichts Kränkendes im Sinn gehabt habe. Er lege wohl großes Gewicht auf Schönheit. Doch nicht auf solche, die von roten Wangen abhängen. Ihm liege an der Schönheit der Seele. Diese teile sich als Anmut dem Körper mit. Er sei überzeugt, daß sie — seinem Wunsch gemäß — die Jahre der Trennung dazu benützt habe, ihre Bildung zu fördern und dadurch ihre seelische Schönheit zu erhöhen. Er werde in ihrem anmutigen Wesen und in ihrem seelenvollen Auge die wahre Schönheit zu finden wissen.

Die Schilderung ihrer Leiden hat ihn tief ergriffen. Er bittet sie, sich aufzuheitern und manchmal das Theater zu besuchen.

Aber noch andere Dinge beunruhigen ihn. Jetzt tritt zur Liebe die Rabale. Man hat Intriguen gegen seine Braut gesponnen und ihm ihre Treue verdächtig.

Er glaubt diesen Briefen aus der Heimat nicht, aber sie stimmen ihn doch traurig.

Die anfangs wohlwollende Neutralität, die dem Bund der Liebenden zu teil wurde, hat sich in mehr oder minder offene Feindseligkeiten verwandelt.

Sein Vater versteht sein gar so lang ausgedehntes Studium nicht. Er sieht das Lebensschiff des Sohnes im offenen Meer uferlos umhertreiben und möchte es in den sicheren Hasen einer Anstellung und einer reichen Heirat lenken und zürnt dem Widerstrebenden ernstlich. Susi berichtet ihm auch, daß in ihrer Umgebung fast alle, außer ihr selbst, an dem Ernst seiner Liebe zweifeln. Um sich von all dem Trüben zu befreien, vergräbt er sich mehr denn je in seine Studien. Er erhebt sich, wie er sagt, „aus der beengenden Wirklichkeit in das Gebiet des Unendlichen.“ Bald darauf berichtet er froh: „Die Fortschritte in meiner Arbeit sind reizend. Es gelingt mir jetzt in einer Stunde mehr, als in den ersten 20 Jahren meines Lebens. Ich bin überglücklich und doch dünkt mich manchmal ich käme nicht von der Stelle. Das ist aber auch natürlich, denn was ist die schwache menschliche Kraft, gegen die Unendlichkeit des Universums?“

In Betreff dieser Studien hat sein Vater „mit abgewandtem Gesicht“ ihm endlich gestattet zu tun, was er wolle, aber er hat doch zugleich sein lebhaftes Mißfallen an allen Plänen des Sohnes geäußert.

Nicht ganz so leicht beschwingt wie einst, tritt dieser ins neue Jahr 1824 hinüber. In Göttingen aber sind Ablenkungen in Hülle und Fülle für jeden Studenten, der nicht ganz zum Bücherwurm geworden ist. Aus der, im selben Jahr — 1824 — geschriebenen, Harzreise Heines sehen wir, wie der Herzog von Cambridge dort weilte und die Gruben in Clausthal



befuchte. Diesen Aufenthalt des Herzogs hat auch unser junger Freund verzeichnet. Ob er wohl wußte, daß unter der Schar junger Studenten, die bei diesen Festlichkeiten zugegen waren, auch Heinrich Heine stand, der eben seinen Doktor in Göttingen gemacht hatte? Wir wissen es nicht, daß aber der junge Siebenbürger, der später sich als einen gründlichen Kenner der deutschen Poesie erwies, an Heines Dichtungen nicht ohne Gruß vorübergegangen ist, das wissen wir. —

Im Frühling erhält der Bräutigam eine Einladung nach Besenhausen. Auf diesem, drei Stunden von Göttingen gelegenen Gut der Frau von Hanstein fühlte er sich jedesmal außerordentlich wohl. Sein Freund Christen genoß dort als „Magnetiseur“ großes Ansehen. „Magnetische Curen“ waren damals Mode, besonders in der aristokratischen Gesellschaft. In der reizenden Umgebung verbrachten beide Freunde sieben schöne Wochen. Die Briefe, welche die Braut erhielt, waren wieder in froherer Stimmung geschrieben. Die Natur übte ihren alten Zauber auf den Schreiber aus und erinnerte ihn an die Heimat.

„Überall hatte ich Augenblicke, die mir genau und täuschend Situationen vorstellten, wie ich sie einst in den schönen Frühlingen hatte, deren sanfte, schmeichelnde Luft ich an Deinem Busen genoß. Die Sonne war hier dieselbe, die Tage so heiter und freundlich, das neue Grün so jugendlich, die Blüten so lachend, aber die mitfühlende, gleichgestimmte Seele, die mir die Freude zur Seligkeit adelte — Du meine teure Jugendgefährtin fehltest mir — und so konnte aller Genuß dieser Art nur in der Veranlassung zu süßen, wehmütigen Erinnerungen seinen höchsten Wert für mich haben.“

Um von seinen Studien auszuruhen,

laß er die Geschichte „der unglücklichen La Vallière, der Geliebten Ludwigs des XVI. und fand seine Susi darin gezeichnet.

Im Mai denkt er daran, sein Versprechen einzulösen und sie in der Heimat wiederzusehen, aber er schwankt in seinen Entschlüssen hin und her und erwägt so lange und gründlich alle „Gründe und Gegengründe“ bis wieder nichts daraus wird! Es ist wieder „der Gang der Studien“, der ihn an der Heimkehr hindert und zugleich sein eigenes träumerisch zauderndes Wesen. Er ruft wieder die Philosophie zu seinem Trost herbei:

„Wie sich doch mit dem Alter die Verhältnisse so ganz verändern können. Der Jüngling gehört nur seinem Mädchen an, diesem lebt er und wirkt er. Der Mann vermählt sich mit der Welt und muß — ach — so manche Zärtlichkeit dieser zum Opfer bringen.“

Im Juli 1824 verläßt er Göttingen für immer. Er fährt an den Rhein und dann in die Schweiz. Aber Genf ist er etwas enttäuscht. Er hat zu viel erwartet. Immerhin ist ihm ein kurzer Aufenthalt dort ganz angenehm und erinnert ihn vieles an Paris. Begeistert ist er über das schöne grüne, klare Wasser der Rhone, die aus dem See mit ungeheurer Schnelligkeit hervoreilt. „Laue Lüfte wehten. Der volle Mond blickte freundlich in die Gänge der dichtbelaubten Kastanienbäume und der Eisgipfel des Montblanc vertauschte eben den letzten purpurnen Anstrich gegen den weißen Glanz, den ihm der Mond gab.“ Er geht am Ufer der Rhone spazieren, sieht mehrere baden und geht ebenfalls in das kristallene Wasser hinein. Am nächsten Tag will er das Chamounixtal besuchen. — Er hat von Susi geträumt und bittet sie, ihm den nächsten Brief nach Ofen zu schreiben.

(Schluß folgt)

# Gedichte

Von Leopold R. Guggenberger

## N a c h t

Kalt flutet Mondlicht durch erstarrte Bäume  
auf die Terasse,  
und vergilbtes Laub  
deckt alle Stufen und das Steingeländer.  
Und Schweigen ringsumher.  
Schweigen.

Nur manchmal fällt taumelnd von Ästen und Zweigen  
ein welkes Blatt.

Schlaf überall.  
Erstarrung.  
Stille.  
Schlaf.

Verstummt ist längst das Rieseln der Fontäne,  
und überall ist Nacht.

Ist Stille,  
Mondlicht,  
Nacht.

Ein Amor zielt in dämmerige Leere...

Inß Nichts.  
In Nacht...

Und durch die Stille pocht mein rasend Herz!

Pocht ohne Ruh,  
und ruft

so ungestüm aus seinen dunklen Wänden,  
so ungeberdig  
und so laut,  
so laut,

in wilder Sehnsucht nach versunkenen Stunden...

Feucht drängen sich die Schatten um mich her  
und kommen näher,  
immer näher,  
näher...

Und durch das Dunkel taumelt Blatt um Blatt.

-----  
Nacht überall...  
Erstarrung,  
Schweigen,  
Nacht!  
-----

Und leise zieht der Winter in mir ein...

## Le n z s t u r m

Mit wüstem Johlen jagt der Sturm heran  
und schlägt um sich mit hunderttausend Peitschen.

Der Himmel  
ist ihm zu hell.  
Wozu?

Wolkensegen  
nacheinander,  
immer mehr  
haut ins erschreckte Antlitz er dem Mond.

Den wirren Bäumen reitet er im Nacken:  
Ihr sollt mich kennen, ihr!

Mich,  
euren Herrn!  
Denn ich,  
ich bins, der euch das Leben nehmen kann und schenkt!

Die Straßen durch —  
Die Läden aufgerissen —  
Ha, wie der Schläfer in die Rissen kriecht!  
Und alle Säulen, Tore, Häuser beben.  
Die Fenster stöhnen wie in heller Angst —  
Laternen flirren und vergehn im Dunkel.  
Verlogne Ziegeln bersten am Asphalt.

In den Betten,  
schweißgebadet,  
hockt die Angst . . .

Die Fenster glozen mit entseelten Augen . . .

Heijah!  
Huihoo!

Den Dachfirst dort erklimmen Flammen . . . Flammen . . .

Flammen . . .!

## Philister über dir . . .

Es bläst zum Sturme der Philisterhauf  
und schwingt die Reulen und Theaterdegen;  
ich seh die Jakobinermütze auf  
und trete kühn der tollen Schar entgegen.

Sie knurren dumpf und haßerfüllt mich an,  
 sie hätten Lust zu grimmiger Attacke, —  
 sie klagen mich verruchter Dinge an,  
 bis ich den Dreiftesten beim Kragen packe.

Nun werden stumm, die eben laut geschrien,  
 und schleichen fort mit angsterfüllten Mienen.

Das Feld ist mein! — Ich seh sie ferne ziehn. —  
 Mein Lachen rennt gleich Wölfen hinter ihnen.

## A b w e h r

Es ist nicht gut, den Dichter zu ergründen,  
 weshalb, warum er seine Lieder schrieb; —  
 nehmt mit der Worte süßem Spiel fürlieb,  
 drin seiner Seele heilige Fluten münden.

Forscht nicht nach jenen abgrundtiefen Schlünden,  
 aus denen seine Seele Wogen trieb,  
 denn was aus innrem Ringen euch verblich,  
 genügt, um euch sein Fühlen zu verkünden.

Und seiner Nöte wilder Überschwang,  
 und seiner Sehnsucht heischendes Begehren,  
 in seinen Liedern findet's Wiederklang.

Ihr sollt die dreisten Frager ihm verwehren,  
 die, voller Habgier nach ersehntem Fang,  
 roh seiner Leiden stillen Hain entehren.

## Jahreswende / Eine Pfarrhofgeschichte

Von Johann Schuster

(Fortsetzung)

In dem Amtszimmer, welches auch die Studierstube für die stets sorgfältig ausgearbeiteten und wohlbedachten Predigten war, die eines inneren Zusammenhanges mit den Geschichten der Kirchenfinder oder den Geschehnissen in der Gemeinde nie entbehrten, ging der Pfarrer noch einige Zeit ruhelos auf und ab, seiner wirren Gedanken Herr zu werden versuchend. Das Amtszimmer war eine tiefe, gewölbte Stube mit zwei breiten vergitterten Fenstern gegen den Garten und galt als einer der ältesten Teile des

ausgedehnten Pfarrhofes. Eine unsichere Überlieferung deutete denselben als Überbleibsel eines Gräfenhofes, der vor den Türkenzeiten an dieser Stelle sich ausgebreitet haben sollte. Waren doch an mancherlei spärlichen Bauüberresten Spuren einer Glanzzeit des Dorfes, welche die Stürme des Mittelalters hinweggefegt hatten, zu finden. Das Gemach war eigentlich düster und verschlang in dem Schatten seiner Tiefe die wenigen einfachen Einrichtungsteile, darunter auch das noch vom Amtsvorgänger stammende



ehrwürdige alte Ledersofa und ein mächtiges Büchergestell mit grünen Wollstoffvorhängen.

Endlich gelang es dem ruhelos einher Wandernden Sammlung in sein Gemüt zu bringen und seine Gedanken auf die am Neujahrstage zu haltende große Predigt zu lenken. Auf dem braun lackierten umständlichen Schreibtisch lag ein Papierbogen mit Aufzeichnungen dazu, welche der Pfarrer nun aufnahm und am Fenster zu durchlesen versuchte, doch war es schon zu dunkel. Er entzündete daher zwei Kerzen in altertümlichen Messingleuchtern und stellte auf jede Seite des Schreibtisches einen, setzte sich dann in den bequemen Armstuhl und sann und sann. Die leicht flackernden Kerzen verbreiteten in weitem Raum ihr milde, weiches Licht wie den Odem eines gütigen Geistes. Die Dunkelheit ballte sich in den Ecken zusammen und der mächtige Schreibtisch mit dem beleuchteten Kopf des Pfarrherrn, dessen weiße Haare besonders hervorstachen, prägte sich wie ein Rembrandtisches Bild aus all' dem Schattenhaften ringsum heraus.

Tiefe Stille lag über allem, hin und wieder stieß der Wind rüttelnd in die starken Fensterläden und kündete aufdringlich die Stimme der Außenwelt. Doch der ehrwürdige Herr war so sehr in seiner Gedankenwelt, daß er dessen nicht achtete. Wenn der Wind schwieg, konnte man die Wassertropfen vom Dachrand in die Blechrinne fallen hören. Der Pfarrer sann und sann, mit der Predigt ging es jedoch nicht recht vorwärts. Seine Gedanken schweiften zum Friedhof zurück, durch das einsame Pfarrhaus und über die Höfe und Hütten des Dorfes, nirgends den rechten Halt findend, immer an hellen Bildern anderer Menschen, denen das Geschick ein Stück Fröhlichkeit gelassen hatte, vorbei. Wenn jetzt Kinderstimmen oder gar der Wohlklang einer vorsorglichen

Hausfrau erklingen wären, so hätte der alte Herr sich kaum heißer Tränen wehren können. Das Endziel aller seiner Denkerei und Grübeleien war das Bild seiner Frau, waren die Bilder der beiden holden Kinder, wie sie ihm in ihrer Blütezeit jäh entrissen worden waren. Er griff sich an die Stirne und sagte laut, ein wenig zitternd ihre Namen in die Stille der Stube hinein, sprang aber dann darüber erschrocken rasch vom Sessel auf und begann wieder die ruhelose Wanderung, rasch und hastig, daß die ausgetretenen Bretter des Fußbodens knarrend ächzten.

Und immer wieder wühlte dasselbe durch seine Sinne, die schönen, friedlichen Neujahrsgedanken waren verfliegen. Er hätte gerne seine Rede über Glück der Menschen, über Demut und Zufriedenheit mit seinem Erdenlose zusammengefaßt, und nun war er selber voll Schmerz, Unruhe und Zerrissenheit, konnte kaum der sich drängenden Bilder eines verlorenen schöneren Lebensabschnittes wehren, geschweige denn entsagungsvolle Gedanken, die überzeugend und mahnend in fremde Herzen dringen sollten, glaubhaft in schöne Formen kleiden. Die Unerträglichkeit seines Gemütszustandes wurde ihm nur zu sehr bewußt, und dadurch verlor er die Sammlung und Fähigkeit zum Zusammenfassen seiner Gedanken immer mehr. Der Luftzug während des unstillen Auf- und Abgehens scheuchte die beiden Kerzen auf, sie flackerten mit geisterhafter Unruhe hin und her, so daß die Schatten ihre gebannten weichen Formen verloren und wie aufgestörte Mächte der Finsternis dräuend auf- und abwogten. Die Unbehaglichkeit wuchs dadurch nur; auch war das Feuer im alten Eisenofen längst verglommen, so daß ein Frösteln durch den großen Raum schauerte.

Der alte Pfarrer wurde allmählich rat- und hilflos. Er setzt sich abgekehrt

vom Schreibtisch wieder in den Lehnstuhl, schlug die Hände über den Knien zusammen und stierte beharrlich auf den Fußboden, als wollte er dort seine ungebärdige Gedankenwelt zusammenklauben. Lichter und Schatten wurden wieder ruhig und sahen auf den bedauernswerten alten Mann herab, der vielleicht zum erstenmal in seinem Leben eine Predigt nicht zustande brachte. Draußen war es völlig dunkel geworden.

Der letzte Abend des Jahres brach unter den Schauern des unfreundlichen Wetters herein; die Seele des alten Pfarrherrn glich den Schauern dieses Wetters, das allzeit Freundliche war ihr entwichen! „O Herr Jesus“, seufzte er einige Male aus tiefster Brust vor sich hin. Die führende Hand seines Heilandes hätte ihm in dieser Stunde sehr, sehr wohlgetan. Wo war sie, wo blieb das Licht, das ihm diese Stunde erleuchten sollte? Draußen tobten die Unbilden und sangen Siegeslieder des Unfreundlichen.

Die Predigt wollte nicht vorwärts kommen, die Zusammenhänge waren aus der Erinnerung gerissen, die Vergangenheit hatte mit gleichnerischen Bildern Besitz von der Seele ergriffen.

„Meine Predigt!“, sagte der alte Pfarrer traurig, fast als sollte es ihm zum Selbstvorwurf dienen, und erhob sich langsam, als Fräulein Josefine vorsichtig eintrat. Der Pfarrherr blieb am Schreibtisch stehen und machte sich mit den dort aufliegenden Schriften und beschriebenen Predigtentwürfen zu schaffen. Fast schien es, als wollte er etwas verbergen. Fräulein Josefine hatte mit dem untrüglichen Gefühl des älteren erfahrenen Weibes sofort wahrgenommen, daß der Pfarrer bewegt war, und blieb vor der geschlossenen Türe eine Weile stehen, unschlüssig, ob es nicht das geratensste sei, gleich wieder umzukehren. Keines redete ein Wort. Der Gedanke, über eine Unliebbarkeit möglichst

rasch und unbemerkt hinwegzukommen, regte sich in beiden und machte beide stumm. Dann tat der Pfarrherr seine Bögen und Schriften mit einem hastigen Griff auf die eine Seite des alten Schreibtisches und sagte gesenkten Hauptes traurig: „Meine Predigt kommt nicht vorwärts.“ Fräulein Josefine lächelte voll ehrlichen Mitgeföhles, sie kannte ja die Gemütsbewegung des einsamen Pfarrers an diesem Tage und wunderte sich wenig, daß dieselbe nun gar in das sonst nicht so leicht gestörte Werk der Predigt hinderlich eingriff. „Es wird schon gehen, Herr Pfarrer, vorerst wollen wir zum Abendessen.“

„Ach ja, ich habe heute wenig Hoffnung mehr, meine Gedanken sind draußen bei“ — die Stimme zitterte. Da brach der Pfarrherr lieber ab, um seine Schwäche nicht zu sehr zu verraten.

„Ich will Ihnen helfen, Herr Pfarrer!“ meinte Fräulein Josefine nun freundlich. „Vor vier Jahren am Karfreitag ist es auch einmal schwer gegangen, und dann haben wir uns in den Garten gesetzt und allerlei Altes und Neues besprochen, auch die Frau Predigerin ist dazu gekommen, und dann war Ihnen auf einmal leichter und die Predigt ist noch am selben Abend glänzend gelungen. Erinnern Sie sich noch?“

„Ja, damals, ich weiß, es war ein so wunderschöner Frühlingstag, wer konnte sich da endlich den Eingebungen des Himmels verschließen! Aber heute ist alles so voll Trauer und Dürsterkeit, da fliegen auch den geübtesten Gedankendrehler die guten Einfälle fort.“ Mit den letzten Worten versuchte der Pfarrherr sich über sich selbst lustig zu machen.

Die beiden standen noch immer, der Pfarrer am Schreibtisch, Fräulein Josefine an der Zimmertüre. Die Kerzen flackerten, als ein besonders heftiger Windstoß dröhnend an den Fenstern rüttelte. Man hörte draußen etliche Dachziegel hart aufschlagen, im Rauchfang heulte es.

„Sehen Sie die Kerzen, sie sind so schwankend und unruhig wie meine Seele und können der greulichen Stimmung dieses Wetters nicht standhalten, wie ich selbst. Es ist mir, als irrten alle lieben Toten, die ich draußen habe, um mich herum und wollten etwas von mir.“

„Gewiß, ein freundliches Gedenken, wie es bei jedem ist, der den heiligen Tag mit Ernst ansieht. Was können wir Ältern denn auch anders, als nachdenken?“ sagte das Fräulein begütigend. Sie kam näher und setzte sich unweit des Schreibtisches auf einen der zerrissenen alten Lederstühle, welche für die wartenden Kirchenkinder, wenn sie mit ihren vielerlei Anliegen kamen, bestimmt waren. Der Pfarrer ließ sich auch in seinen Lehnstuhl nieder und drehte ihn der Haushälterin zu.

„Sie wissen immer etwas Tröstliches!“ seufzte er. „Aber so wie heute, hat es mich nie gepackt.“

„Nicht doch, Herr Pfarrer, nur nicht zu sehr nachgeben.“

„Ich fürchte, meine Predigt wird ein Klagelied über verlorenes Glück.“

„Aber, aber,“ wehrte nun Fräulein Josefine heiter. „So was können Sie ja gar nicht. Ihre Predigt morgen wird genau so schön werden wie alle früheren am Neujahrstage und ein Dank für das Gute im vergangenen Jahr, eine Mahnung zum Ausharren im Abeln fürs neue Jahr sein, und die Gemeinde wird gerade so andächtig zuhören wie im Vorjahre und genau so erbaut auseinandergehen wie damals. Und eine leise Ermahnung an die Jungen wollen wir auch nicht vergessen.“ Die letzten Worte betonte Fräulein Josefine, denn die Burschen und Mägde waren ihr manchmal zu übermütig und zu laut. Sie hatte in ihrer eigenen Jugend zu wenig Fröhlichkeit gehabt und so war ihr nun, da sie älter war, der laute Frohsinn der Jungen völlig fremd.

„Jugend und Fröhlichkeit gehören zusammen,“ meinte der Pfarrer.

„Ja, ja, aber immer hübsch bescheiden.“ Wer schon mit vierzehn Jahren allerlei entbehren mußte, konnte so denken, weniger der Pfarrer, der gerne auf die Freuden seiner Gymnastienzeit in Schäßburg und während des Studiums in Deutschland zurückblickte.

Fräulein Josefine war nun froh, den alten Herrn von seiner Grübelelei abgebracht zu haben und meinte energisch: „Ein kleiner Dämpfer tut immer gut, bei uns zu Hause hieß es auch gar bald, ihr braucht dies nicht und für euch schickt sich das nicht.“

„Wenn man selbst wenig Freuden gehabt, sollte man sie vielmehr andern gönnen.“

„Mit Maß und Ziel.“

„Sie sind zu streng.“ Der Pfarrer schien nun doch etwas aufgeräumter, das Fräulein sprang rasch auf und faßte ihn am Arme. „Kommen Sie, Herr Pfarrer, jetzt wollen wir uns einen schönen Sylvestertisch decken.“

„Für uns zwei?“

„Gewiß, wir können doch ein wenig feiern, still, hübsch bescheiden, wie es sich für alte Leute geziemt.“

„Sie haben immer etwas Besonderes in Bereitschaft.“

„Wie man es eben machen kann. — Vielleicht kommt auch der Kirchenvater Kraus.“

„Na schön, also gehen wir.“

„Aber die Lichter muß ich mitnehmen, sonst ist unsere Festtafel zu düster, wir brauchen vier Kerzen.“

Jedes nahm eine der flackernden Kerzen und dem Pfarrer den Vortritt lassend folgte die Haushälterin. Im etwas höher gelegenen dreifestrigen Vorderzimmer des Pfarrhofes hatte Fräulein Josefine zum Abendessen eine freundliche Tafel gedeckt. Einfach und sauber, aber

mit dem guten Porzellan und etlichen schönen Gläsern, auch stand in einer alten bauchigen Vase aus blauem Glas mit großen roten Rosen darauf ein Strauß aus Tannenästen. Sogar das alte kaffeebraune Teegeschirr mit den plumpen Klatschrosen als Schmuck hatte Fräulein Josefine zur Verschönerung des Eßtisches herangezogen und selbst das Silberzeug aufgelegt. Es sollte einmal nicht so sein wie alle Tage, das Gewöhnliche sollte draußen bleiben und ein wenig festliche Stimmung aufkommen. In ihrer langjährigen Tätigkeit als Besorgerin fremder Wohlfahrt, wohl auch in ihrem eigenen entsagungsreichen Leben hatte Fräulein Josefine des öfteren die Erfahrung gemacht, daß zeitweiliges Abrücken vom Alltag eine wohlthuend freundliche Note in Zeit und Leben bringt, welche zu pflegen, sich das Fräulein nun auch heute bemüht hatte.

Als sie nun mit dem Pfarrherrn eintrat, tat zunächst jedes seine Kerze auf den Tisch, so daß die Beleuchtung gleich an Stärke zunahm. Brennende Kerzen führen die Gedanken nur zu leicht zum Weihnachtsbaum zurück und was könnte eher Freundlichkeit und Behagen wachrufen, als die Erinnerung an diesen durch alle Kindertage bis ins hohe Alter hineinleuchtenden einzigen Schmuck unseres schönsten und innigsten Festes. Und selbst wer einsame Christfeste gewohnt ist, an denen er der mahnenden traurigen Erinnerung wehren muß, oder mit Wehmut schöneren Bildern aus früheren Tagen nachhängt, kann sich dem Zauber nicht entziehen, den das Bild des brennenden Weihnachtsbaumes ausströmt. Der Pfarrherr besah die Pracht und lächelte, der gute Wille des Fräuleins hatte gezündet.

„Um uns Alte hätten Sie aber nicht so viel Umstände machen sollen,“ sagte er recht freundlich.

„Ich habe es doch sehr gerne getan, und sieht es nicht ganz gemüthlich aus?“

„O ja, es ist gut, daß es wieder einmal etwas anderes ist.“

Es waren drei Gedecke gerichtet, das dritte für den Kirchenvater Kraus, welcher auf sich warten ließ. Der Pfarrherr setzte sich auf seinen gewohnten Platz, indes Fräulein Josefine nach der Küche eilte. Bald kam sie mit der dampfenden Teekanne zurück, hinter ihr das Dienstmädchen mit zwei schön hergerichteten Schüsseln voll Brötchen und andern Leckerbissen. Eben als Fräulein Josefine den Tee eingießen wollte, trat der Kirchenvater ein. Ein würdiger alter Bauer mit weißem Haar und einem ernsten Gesicht, in das Erlebnisse und Erfahrungen ihre tiefen Spuren gesucht hatten, war er doch auch einer, den zu früh Dahingegangene allein übrig gelassen hatten. Nun mochte er sich in alten Tagen Kränze von Trübsal und Einsamkeit flechten. Die Ähnlichkeit der Gesichte machte den schweigsamen alten Bauern dem Pfarrhof besonders lieb und wert, der Pfarrer veräumte selten eine Gelegenheit, den Kirchenvater freundschaftlich an sich heranzuziehen; dieser aber arm an Ansprache und Mitgeföhlen folgte dankbar und ergeben den Freundschaftsbemühungen seines Kirchenoberhauptes.

„Ich habe warten lassen.“

„Gewiß nicht, Herr Kirchenvater,“ begütigte Fräulein Josefine.

„Man kommt halt so schwer vom Hause weg, auch wenn man nur allein ist.“

„Ja, ja, für uns hängt halt überall etwas, dem wir nachsinnen müssen,“ seufzte der Pfarrherr.

„Ich komme so schwer aus meiner Stube weg, überall ist eine Erinnerung und wenn ich denke, daß der Hof jetzt allein im Dunkeln steht und so garnichts Lebendes darin ist, kommt mir das recht traurig vor. Früher war wenigstens der Hund da, jetzt bin ich ganz allein.“



„Lieber Herr Vater, wollen wir nicht etwas anderes bereden,“ meinte Fräulein Josefine in der besten Absicht den alten Bauern auf freundliche Bahnen zu lenken.

„Wir bleiben an dem Hasfen, was uns am meisten bewegt,“ stimmte der Pfarrer dem Kirchenvater zu, er konnte dem Alten ja alles so recht nachfühlen.

Sie schwiegen wieder, der Sturmwind draußen polterte in die Fenster, fauchte in die alten Rauchfänge und vom Luftzuge flackerten die Kerzen. Licht und Gedanken waren in gleicher Weise beweglich und schwebten im Raume herum, jenes die Schatten bekämpfend, diese gerne in ihren grauen Schleiern weiland.

„Als ich noch bei den Biederischen in der Hüllgasse war, da hat es schöne Feste am Jahresluß gegeben,“ sagte endlich der Kirchenvater in seiner bedächtigen Art und nur um etwas zu sagen, es schien ihm, als Gast müsse er das Schweigen hannen.

„Ja, der Apotheker Bieder, das war ein gutes Haus,“ meinte Fräulein Josefine nun auch in ihre Schäßburger Jugenderinnerungen greifend. „Der Hans ist jetzt auch Apotheker, ein prächtiger Mensch.“

„Wie ich das leztmal in der Stadt war, war er Student.“

„Ach, Herr Kirchenvater, wann waren Sie das leztmal in der Stadt?“ frug Fräulein Josefine etwas belustigt, denn sie kannte den Alten wohl und wußte, daß er sich äußerst selten und nur sehr schwer von seiner Scholle trennte.

„Na, vor fünfzehn Jahren.“

„Da war noch manches anders,“ fiel der Pfarrherr nachdenklich ein, damals lebte wenigstens seine Frau noch, diese sanfte blonde Frau mit ihrer weichen Art, wie fehlte sie ihm! Sie war so recht für ihren Namen geschaffen. Anna! Wer mochte sich da nicht helläugige Freundslichkeit, eine tröstende weiche Hand und ein nimmer endendes Maß edler Liebe

denken. Schlicht und echt wie der Name war auch seine Trägerin. O glückselige Zeiten, da sie noch lebte!

Das Gespräch wollte aber nicht in Gang kommen, denn nun weilte wieder jedes in den Gefilden seiner Erinnerung, es gab kaum ein Entrinnen, der Wind draußen sang seine eintönigen Lieder in die Rauchfänge und die Kerzen bereiteten mit ihrer schwankenden Helle allen Bildern, die da aufsteigen wollten, fruchtbaren Boden. Die Vergangenheit kommt ungebeten zum Menschenherz, und wenn die Zeit ihr günstig ist, verläßt sie es nicht so leicht. Singen draußen Wind und Wetter ihre Lieder, so zeigt sie uns die Bilder dazu.

Schweigend gingen die drei an die von Fräulein Josefine mit so viel Sorgfalt und Liebe bereitete Mahlzeit, es war alles wohlmundend und ausgezeichnet, aber auch dies empfand man nur still und wortlos. Fräulein Josefine kämpfte mit sich, es war ihr, als müsse sie den drückenden Bann brechen, allein so oft sie ansetzte, entschwanden ihr die Worte. Was sollte sie auch sagen, die Schweigsamkeit der beiden alten Herren war so natürlich und selbstverständlich. Sie konnten ja nichts reden, denn in ihrem Innern klangen Töne, die das Wort schweigen und die Seele reden heißen. So beschränkte sich Fräulein Josefine darauf, den Hantierungen der Hausmagd in der nahen Küche nachzulauschen und ihre Sorgfalt dem Feuer im alten Rachelofen zuzuwenden; das feuchte Holz summete in die Stille, von draußen hämmerte die Dorfuhr unbeholfen ihren Stundenschlag. Der Kirchenvater sah in Gedanken seinen verlassenen Hof in die Finsternis der Nacht starren, den Pfarrherrn schreckte seine unfertige Predigt. So hält auch die Einsamen das Leben an tausend schmerzenden Fäden.

Aus der Küche hörte man gedämpfte

Stimmen, die Magd schien mit jemandem im Wortwechsel zu sein, denn ihre langsame, schwerfällige Art des Redens war diesmal einer ungewöhnlich lebhaften und raschen Sprechweise gewichen, deutlich und entschieden hörte man sie mehrere Male „nein“ sagen. Der Frager war offenbar ein Mann; seine Rede floß bestimmt, ruhig und langsam. Fräulein Josefine fühlte sich bewogen in die Küche zu gehen, um nachzusehen. Als sie sich eben erhoben hatte, sagte der Kirchenvater nur kurz und trocken: „ein Fremder,“ der Pfarrherr nickte dazu und meinte: „Wer weiß, woher der arme Teufel bei diesem Wetter herkommt, man sollte ihn eigentlich nicht fortweisen.“

„Es kann aber auch ein Landstreicher sein.“

„Das wollen wir nicht hoffen, heute zu sündigen würde doppelt schwer ins Gewicht fallen.“

„Der Herr Pfarrer hat für alles immer ein gutes Wort.“

Das Lob machte den Pfarrherrn wieder verstummen und in der Stille hörte man nun draußen auch Fräulein Josefines Stimme, welche anscheinend ein kleines Verhör mit dem Fremden vornahm. Die Dienstmagd lachte dazwischen und machte in ihrer plumpen Art ihre Bemerkungen dazu, die fremde Stimme klang nur leise, weich und unverständlich herüber.

Es war, wie wenn ein ermunternder Luftzug den Kerzen nun neue Kraft zuführte, als Fräulein Josefine wieder eintrat. Ein Ausleuchten strömte durch den wohnlichen altmodischen Raum. Alles sah mit einem Mal noch viel freundlicher und einladender aus, als das sanfte Kerzenlicht es ohnehin erscheinen ließ. Altmodische Wohnräume, von Kerzen erhellt, sind die lieblichsten Bilder, voll unbeschreiblicher Freundlichkeit und warmem Behagen, ja sogar voll träumender Poesie. Aus den

Lichtern und Schatten dieser Räume lassen sich so rechte Bilder für Herz und Gemüt holen, die wie die Klänge des Volksliedes voll weichen Wohltautes die Seele umschmeicheln und in überzeugender Einfachheit ein Lied des Schönen singen.

Auch Fräulein Josefine hatte beim Eintreten die Empfindung von etwas Besonderem, denn unwillkürlich entfuhr ihr der Ausruf: „Wie feierlich!“ Der schweigsame Pfarrherr mit seinem ebenso stillen Gaste sahen beide schon lange auf und dachten sich jeder etwas Besonderes zu dem eigentümlichen Augenblick. Dem Pfarrherrn schwebte eine himmlische Gestalt vor, die abwechselnd die Gesichtszüge seiner Frau und seiner Kinder trug, der Kirchenvater sah seinen einsamen Hof in mittäglichem Sonnenlichte, und sein in Amerika weilender Sohn, von dem er nun schon seit zwei Jahren nichts mehr gehört hatte, war strahlenden Gesichtes heimgekommen. Seine Gedanken waren so lebhaft, daß er halblaut vor sich hinsagte: „Wenn er auch eine Frau und Kinder mitbrächte,“ einen stillen sehnsüchtig heißen Wunsch des alten Herzens verratend. Der Pfarrer blieb ganz in sich versunken. Fräulein Josefine kannte die beiden Alten gut genug, als daß ihr etwas entgangen wäre und sie wartete ruhig ab, bis der seltsame Augenblick sein Spiel beendet hatte, ehe sie an den Stuhl des Pfarrherrn herantrat, um ihm zu berichten, daß draußen ein weither zugereister Fremdling, seines Zeichens ein Wanderprediger oder armer Lehrer, stehe und bis zum Morgen ein schützendes Obdach begehre. Ob man ihn behalten und nicht vielleicht auch zum Tisch zulassen solle?

Der Pfarrherr dachte nicht allzulange nach und gebot den Fremdling aufzunehmen und zum Eßtisch zu bringen. Fräulein Josefine ging selbst in die Küche den Fremdling hereinzuführen. Sie brachte ihn zum Tisch, er nannte einen

nicht ganz verständlichen Namen, Pfarrherr und Kirchenvater erhoben sich und reichten ihm die Hände, indessen Fräulein Josefine geschäftig für einen Sessel sowie für ein Gedeck sorgte. Dann saßen sie zu vieren am Tisch und Fräulein Josefine frug den Fremden, woher er denn zu dieser Jahreszeit und in solchem Wetter komme, das Reisen über Land, gar zu Fuß, sei doch zu dieser Zeit ganz ungewöhnlich.

Der Fremde schaute um sich, sein freundlicher Blick streifte langsam mit warmem weichem Mitgefühl von einem zum andern, als wüßte er schon längst, was diese Menschen zu tragen hatten.

„Ich reise viel und oft,“ sagte er.

„Aber auch im Winter!“ rief Fräulein Josefine mit altjungferlich besorgter Teilnahme dazwischen.

„Die Jahreszeit macht es nicht, ich muß dorthin, wo man mich braucht oder wo ich etwas finde.“

Fräulein Josefine nahm dies als Scherz und sagte nur: „Sie sind wunderbarlich.“ Ihr war es darum zu tun, vor dem Fremden eine angenehme Unterhaltung in Gang zu bringen, und sie erhoffte von seiner Seite eine gute Anregung dazu.

„Aber was wollen Sie bei uns, ich kann mir nicht denken, was Sie zu uns führen könnte?“ nahm das Fräulein das Gespräch wieder auf.

„Ich bin nur auf dem Durchwege, in der nächsten Gemeinde liegt eine alte kranke Frau, die könnte mich brauchen.“

„Am Ende ein Wunderdoktor?“ scherzte das Fräulein schon aufgeräumter und lachte dazu, der Fremde lächelte auch und ergänzte den Scherz mit den Worten: „Vielleicht einer für arme Seelen.“

„O, so hoch hinaus,“ lachte nun Fräulein Josefine wieder.

Die beiden andern hatten zugehört, jeder seinen Gedanken über den Fremden

nachhängend. Der strengere Kirchenvater fürchtete in ihm einen Baptisten und nahm eine ernste tadelnde Miene an, der Pfarrer aber sah nicht mehr als einen ungewöhnlichen Menschen vor sich. Neugierig waren indessen beide, und jeder versuchte, wie er ohne Kränkung aus dem Fremden mehr und Näheres über seine Persönlichkeit herausbringen könnte.

„Kennen Sie unser Land schon?“ fragte der Pfarrer.

„Ein wenig,“ der Fremde nannte die Namen einiger trauriger absterbender Dorfgemeinden, denen der Gustav-Adolf-Verein viel nachhelfen müßte. Nun saßte sich auch der zweifelnde Kirchenvater ein Herz.

„Sie sind bei einer neuen Sekte?“ Er sagte es trockener, härter als er eigentlich wollte. Die schwere Bauernseele vermochte das Wort nicht nach den Empfindungen zu biegen.

„O nein.“ Das war bestimmt, klang ganz klar und doch so freundlich, daß es niemandem wehe tun sollte.

„Weil Sie so herumreisen zu den Leuten und in verlassene Orte,“ sagte nun der Kirchenvater, um seine vorigen Worte zu mildern.

„Not braucht Hilfe.“

„Aber wie kann die ein einzelner Mensch, der nichts ist und nichts hat, bringen?“

„Der Arme versteht Armut am besten, Herr Kirchenvater!“

Dem Kirchenvater kam der Blick des Fremden so merkwürdig vor, er mußte die Augen niederschlagen, was er sonst kaum jemals tat.

Fräulein Josefine mahnte zu essen und reichte die Teller herum, deren Dampf das trauliche Gemach noch mehr mit Wohlbehagen füllte.

Fräulein Josefine hätte nun gerne etwas Angenehmes vorgebracht, während die anderen aßen. Der Fremde erregte

ihr Mitgefühl und Interesse in höchstem Grade, aber es kam ihr so nichts Rechtes in den Sinn, denn, mein Gott, er war eben so fremd, man wußte so gar nichts, wo man hätte anknüpfen können. Ihre Gedanken schweiften über alles Mögliche hinweg und blieben schließlich bei der Erinnerung an ein Bild haften, das sie einmal irgendwo, vielleicht in einer Zeitschrift mit Bildern gesehen hatte. Ganz unvermittelt sagte sie daher: „Ich habe einmal ein Bild gesehen, wo der Heiland unter Arbeitern am Tische sitzt, von einem berühmten deutschen Maler, und an das muß ich so oft denken.“

„Der Heiland kann zu jedem kommen, der ihn so recht von Herzen sucht oder in großer Not seiner bedarf,“ sagte daraufhin der Fremde in seiner sanften Art. Seine Augen begleiteten die Worte wieder mit Milde und Freundlichkeit.

„Der Herr kann alles,“ fuhr der Kirchenvater mit trockener, harter Stimme dazwischen. Warum sollte Fräulein Josefine mehr oder besseres von ihm wissen als er, der doch in seiner Würde der Kirche näher stand.

„Herr Jesus, sei unser Gast,“ sagte nun auch der Pfarrer ernst und langsam dazwischen wie ein kurzes heißes Gebet.

Das Wort ward gesprochen, die vier Kerzen strömten ein seltsames Leuchten aus, ein stiller, seltener Augenblick lag über dem Raum. Der Fremde stand auf —

— Der Herr war da! —

Fräulein Josefine weinte in die gefalteten Hände, der Kirchenvater stützte sein graues Haupt in die Hände und mühte sich des klopfenden Herzens Herr zu werden, nur der Pfarrherr hatte sich gleichfalls erhoben und stand gegenüber, blaß, erregt und keines Wortes mächtig. „Bist du es wirklich,“ hätte er fragen wollen, aber er brachte kein Wort über die Lippen und fürchtete den Zweifel.

„Ich mußte zu Euch kommen, Eurer

Not wehren.“ Eine solche Stimme hörte man nicht unter Menschen. Wer sich über Orgelklang und Glockengefang in eine höhere Sphäre hinauf träumen kann, der mochte sich vom Wohlklang dieser Stimme eine schwache Vorstellung machen.

„Ich bin gekommen, da ich eure große Not sah.“

Noch blieben die drei andern unbeweglich, jedes harrte wie erstarrt in seiner Stellung. Fräulein Josefine wagte zuerst einmal aufzusehen, sie erzitterte vor dem Ungewöhnlichen, Seltenen. Ein unklares Gefühl von unendlichem Weh und doch auch großer Glückseligkeit durchschauerte sie. Die Empfindung, daß irgend etwas Unausgesprochenes vorbei sei, daß nun etwas anderes kommen müsse, drängte sich schließlich wie eine Erleichterung in den Vordergrund ihres Bewußtseins. Der Pfarrer hätte nun gerne etwas gesagt, er kämpfte mit dem Gedanken, daß er es tun müsse, aber mehr als zaghafte und unsichere Worte brachte er nicht hervor. Raum hörbar flüsterte er: „Ich weiß nicht —“, dann verfiel er wieder in Schweigen.

„Ihr habt diesen Tag allezeit in ernstesten Gedanken, in stiller Trauer verbracht, die heimgehende Zeit hat euch nicht losgelassen und die kommende wußte euch nichts zu bringen. Ich bin schon einige Male an den erleuchteten Fenstern dieses Hauses vorbeigegangen, ehe die Stunde kam, da ich einkehren mußte.“

Nun hatte endlich auch der Kirchenvater so viel Herrschaft über sich gewonnen, daß er wenigstens soweit denken konnte, ob er wohl einen Wunsch anbringen könnte. Wie es ja im Leben einfacher Menschen zu sein pflegt, wo sich im engen Gesichtskreise die alltäglichen Dinge und alles, was um die eigene Persönlichkeit kreist, in das Interesse drängen, so erwachte nun auch der Kirchenvater aus der gewaltigen Überraschung in Zwiespalt,



ob er wohl seinen Herzenswunsch vorbringen könnte. Den einzigen Wunsch, das letzte Sehnen, um welches sich ein zur Neige gehendes, an Enttäuschungen reiches Leben noch drehte. Der Heiland war ja der edle hilfsbereite Menschenfreund und würde gewiß nur Mitleid

und Erbarmen gegen einen alten Mann zeigen. Schwerfällig wandte sich der Kirchenvater zum Herrn und gebückten Hauptes stammelte er gebrochene Worte vor sich hin: „Ich möchte, ich möchte,“ mehr war nicht zu vernehmen, aus den bebenden Lippen kamen keine Worte hervor.

(Schluß folgt)

# Politik und Volkswirtschaft

## Politische Rundschau

### Die Parlamentsdebatte über die Politik des sächsischen Volkes.

Von Dr. Hans Otto Roth

Hermannstadt, am 5. Mai 1921.

In der Kammer Sitzung vom 11. April ist die Frage des politischen Verhaltens des sächsischen Volkes zum erstenmal Gegenstand einer ernstlichen Aussprache im rumänischen Parlament gewesen. Der bloße Beobachter kann sich nur schwer ein klares Bild von der politischen Bedeutung dieser Debatte machen. Sie darf nicht ausschließlich nach ihrer gemüthlichen Wirkung auf die sächsische Bevölkerung beurteilt werden. Denn dort mußte sie schon wegen der Offenheit und des warmen Tones der sächsischen Redner gute Aufnahme finden. Was der Debatte über den Augenblick hinausreichenden Wert verleiht, ist ihre sichtbare Wirkung auf die rumänischen politischen Kreise. Wir müssen uns die politische Position im neuen Staate erst von Schritt zu Schritt erkämpfen. Der großen Mehrheit des Parlamentes sind wir, unsere Geschichte und kulturelle Bedeutung völlig unbekannt. Die zwei politischen Kräfte, auf die wir auch in der Zukunft unseren ganzen völkischen Bestand begründen müssen, sind die Zuerlässigkeit vom Standpunkt des Staatsinteresses und unsere politische Geschlossenheit als Volkspers-

önlichkeit. Unsere Staatszuverlässigkeit ist naturgegeben und reicht soweit, als der Staat uns wirklich befriedigende Lebensverhältnisse bietet. Es liegt also ausschließlich an ihm, eines der wertvollsten Minderheitsvölker für sich zu gewinnen, ohne selbst auch nur das geringste politische Risiko zu übernehmen. In diesem Begehrtsein vom Staate liegt eine feststehende politische Chance für unser Volk; um sie verwerten zu können, müssen wir in der rumänischen Öffentlichkeit immer wieder das Verständnis für unsere eigenartige politische Lage wachrufen. Unsere Beweisführung dafür ist einfach und überzeugend, so daß sie allmählich zu voller Wirkung führen muß. Nur Leute ohne politischen Horizont, wie die Herren Glesariu und Savu können die Bedeutung der Frage nicht begreifen. Zum Teil sind sie dabei böswillig, zum guten Teile aber auch bloß kurzfristig. Sie bagatellisieren die Bedeutung des sächsischen Volkes und schätzen seinen politischen Wert nur nach den Bevölkerungsdaten des statistischen Jahrbuches ein, ohne dabei zu bedenken, daß unser Einfluß infolge unserer kulturellen und wirtschaftlichen Geltung weit über die Grenzen

unseres Siedlungsgebietes hinausreicht. Ihre Angriffe haben aber einen Vorteil für sich. Sie bieten uns Gelegenheit, über die politischen Grundfragen unseres Volkes in größerer Einstellung und bei gesteigertem Interesse zu sprechen. Vor allem lassen wir immer klarer erkennen, daß wir in unserer politischen Reise und Phantasie so weit sind, um auch andere Wege als die der Servilität zu gehen, wenn die Grenze der Ausgleichsmöglichkeiten erreicht ist. Bei dieser Erkenntnis, die von grundlegender Bedeutung ist, beginnt der positive Wert des Begehrtsseins, von dem wir sprachen. Zu ihr werden wir die rumänische Öffentlichkeit aber nur dann bringen, wenn wir nach außen den Eindruck der politisch absolut geschlossenen Volkspersönlichkeit immer mehr vertiefen. Die Versuche, zwischen Führer und Volk einen Keil zu treiben, werden noch lange andauern. Jede zur Herrschaft gelangende Partei wird mindestens einmal ihr Glück damit erproben. Erst allmählich werden wir uns die volle Achtung erringen und ein Muster politischer Disziplin werden. Dabei handelt es sich natürlich nicht um die Solidarität von Volk und Führer ad hominem, sondern um die Durchsetzung der vollen politischen Geschlossenheit nach außen, die Manifestation des einheitlichen, unbeugbaren Volkswillens an sich. Als Professor

Jorga und Pop-Cicio in der Kammer Sitzung vom 11. April sprachen, haben wohl alle Zuhörer einen Hauch des sächsischen Volksgeistes im besten Sinne verspürt. Der Schluß der Debatte klang in einen Ausruf der Achtung und Anerkennung aus. Beide politischen Kräfte, von denen wir gesprochen haben, wirkten in der Vorbereitung der Stimmung gleichmäßig mit: die Klarstellung unseres Verhältnisses zum Staat und der einheitliche politische Wille, der unser Volk beseelt. Deshalb wies auch Jorga auf die Gradlinigkeit unserer geschichtlichen Entwicklung hin und leitete vor allem aus ihr seine Stellungnahme für uns ab. Im Anschluß daran gab er dann auch dem Schritt von Mediaş unter auffallendem Beifall die große geschichtliche Bedeutung, die ihm in Wirklichkeit zukommt. In allgemeinen Zügen hat die Sachsendebatte vom 11. April unsere Stellung zum rumänischen Staat und Volk plastisch herausgearbeitet. Sie bildet nicht nur einen Tag der Fierde und des äußeren Erfolges, sondern brachte auch einen starken Gewinn an politischer Position. Aus der bloßen Verteidigung wurde so ein positiver Erfolg. Ihr tieferer Sinn soll, richtig verstanden, ein Näherücken von Volk zu Volk sein. Wir wollen dieses Ziel nicht durch Weichheit, sondern immer nur durch ehrlichen Kampf und offenes Bekenntnis erreichen.

## Kritik des Tages

**Nachklang zum Strauß-Konzert.** Daß heute vollkommene Unsicherheit der öffentlichen Meinung in Kulturfragen herrscht, beweist die Erregung mancher Kreise über die „gefährlich“, ja „strafbar“ hohen Eintrittspreise zum Strauß-Steiner-Liederabend. Wenn die Höhe dieser Preise, die ja den Honoraranprüchen der Künstler entsprangen, dem hiesigen Veranstalter vorgeworfen und ihm ein fabelhafter Reingewinn nachgerechnet wird, so ist das ja nur die selbstverständliche lächerliche Krähwinkelerei. Aber

man sagt auch: unter solchen Umständen hätte man eben die Künstler nicht engagieren dürfen. Da vergißt man, daß es heute einem viel geringeren Prozentsatz der Bevölkerung möglich ist, sich solche künstlerische Erlebnisse durch Reisen in das Ausland zu verschaffen. Daß es daher immer noch eine Wohltat ist, wenn jemand das Risiko eines solchen Engagements auf sich nimmt. Man denkt nicht daran, daß ein Ball oder ein Nachbarschaftsabend, alles in allem gerechnet, auch so teuer kommt, wie ein solches Konzert.

Man zieht nur den Vergleich zwischen Eintrittspreis von früher und von jetzt. Der stellt sich freilich für dieses höher als für jene Veranstaltungen. Aber da mag es nun jedem freigestellt bleiben, auf welches Vergnügen er verzichten will, wenn er sich nicht alle leisten kann. Es ist ja niemandes „Pflicht“ ins Konzert zu gehen — und kann auch niemandes Pflicht sein, dem Nachbarschaftsabend zuliebe das Konzert aufzugeben. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . .

**Weniger Glaube!** Nicht nur der „Evangelist im Ostland“, nein, jeder einzelne christliche Mitbruder ist heute bereit und eifrig bestrebt Familiengeschichten zu beschnüffeln und zu fälschen. In der Stille der Abgeschlossenheit keimen, gären, brodeln diese trüben Gerüchte und kein frischer Luftzug

von außen bläst sie hinweg. Politisches, gesellschaftliches, literarisches Leben wird unter die Lupe des Neides und der Gehässigkeit genommen und harmlose Echerze wachsen sich zu „Eiterbeulen“ aus. Gewiß ist dies Leben nicht erfreulich und weit entfernt davon als dauernder Zustand gewünscht zu werden, aber müssen wir es uns um Gottes willen noch ekelhafter, noch unerträglicher machen, indem wir vom Nächsten immer das Schlechteste denken, sagen und — glauben? Ja, das ist das Schlimmste, daß wir alles glauben! Nur dadurch ist es möglich, daß diese Vergiftung so überhand nimmt. Denn der Bösen, die da lügen, sind ja doch nicht so viele — aber der Guten, die da alles und so gerne glauben, derer sind allzu viele. Darum so wollen wir nicht glauben, auf daß wir wieder glücklich werden.

## L i t e r a t u r

**Karl Siegel: Platon und Sokrates.** Verlag Felix Meiner in Leipzig 1920.

Es ist wohlthuend, wenn man ein Buch in die Hand bekommt, in dem eines der Probleme behandelt wird, die in der Vorkriegszeit im Vordergrund des geistigen Interesses standen, man hat die Illusion, als ob allmählich die geistige Welt wieder in die alten Bahnen einlenken wolle. Ein solches Buch ist das Werk, in dem Karl Siegel das „unausschöpfbare Platonproblem“ behandelt, der auch bei uns so wohlbekannte Czernowitzer Universitätsprofessor, seitdem er bei Gelegenheit des Ferienhochschulkurses im Sommer 1920 sowohl durch das, was er bot, als auch dadurch, wie er es bot, der Mittelpunkt jenes so gelungenen Unternehmens bildete.

So alt und vielfach bearbeitet auch das Verhältnis des Sokrates zur platonischen Philosophie sein mag, ebenso neuartig und überraschend wirkt es in Siegels Bearbeitung infolge der angewendeten Methode der Problemlösung, die man in philologischen, historischen, philosophischen Werken so gar nicht gewohnt ist, nämlich die bewußte Einstellung der Arbeitshypothese als Mittel zur Lösung des Problems, der „naturwissenschaftlichen Hypothese, die zur Übersicht und weiteren Fragestellung auch dann brauchbar ist, wenn sie auf Wahrheit keinen Anspruch machen darf.“

Vom renophontischen Bilde des Sokrates ausgehend, stellt sich Siegel die Aufgabe, die platonischen Probleme unter der

Annahme zu untersuchen, daß Platons Metaphysik „den Versuch darstellt, des Sokrates' Persönlichkeit, Wirken, Leben und Sterben philosophisch zu erklären und zu rechtfertigen“. Also nicht wie es gewöhnlich dargestellt wird, daß Platon des Sokrates' Lehre fortgesetzt, vertieft, umgearbeitet, ausgeführt habe.

Wie nun „überhaupt die Möglichkeit einer Durchführung“ dieser Arbeitshypothese bewiesen, sodann „ihre Bedeutung als Schlüssel zum einheitlichen Verständnis des Grundstockes der Platonischen Werke“ gezeigt, schließlich „ihre Fruchtbarkeit für die Platonfrage, d. i. für eine chronologische Bestimmung seiner Werke“ erprobt wird, bildet den Inhalt des eigenartigen Werkes, das der Leser schließlich mit dem Gefühl aus der Hand legt, daß es dem Verfasser gelungen sei, seine Arbeitshypothese zu verifizieren, daß die Ergebnisse der Forschung wohl zu dem Bleibenden der Platonforschung zu rechnen sind. Möge das Werk namentlich unter den ostdeutschen Mittelschullehrern starke Verbreitung finden als ein Musterbeispiel, wie man heutzutage ein wissenschaftliches Problem anpackt und löst.

M. Fuß.

**Volkshochschulleben in Thüringen,** 82 S. mit fünf Bildern und einer Übersichtskarte der Volkshochschulen in Thüringen. Gotha, J. A. Perthes 1921.

Das Büchlein enthält eine Reihe von Aufsätzen über Grundsätze, Pläne, Arbeit

und Erfahrungen aus dem Gebiete des Thüringer Volkshochschulwesens. Die Verfasser sind zugleich die Führer der Bewegung, an ihrer Spitze Universitätsprofessor Weinel-Jena, der Begründer und Leiter des Bundes „Volkshochschule Thüringen“. Im Februar 1919 begründet, umfaßte diese Organisation Ende 1920 schon etwa 90 städtische und dörfliche Volkshochschulen. Die Bewegung hat also mit geradezu verblüffender Kraft um sich gegriffen. Dazu hat freilich neben der Werbekraft des Gedankens selbst der Umstand nicht wenig beigetragen, daß von vornherein reichliche Geldmittel zur Verfügung gestellt wurden, von der Firma Zeiß-Jena, von der Meininger Regierung, von Preußen (für Einrichtung eines Volkshochschulheimes in Schulpforta), von der Regierung zu Reuß usw. So sind jetzt schon drei als Internate eingerichtete Volkshochschulen entstanden. (Dreißigacker bei Meiningen; Schulpforta; Tinz bei Gera.) Alle anderen Schulen sind „Arbeitsgemeinschaften“ von Menschen, die tagsüber in ihrem Hauptberuf tätig sind und nur die Abende und die Sonntage der Volkshochschule widmen können; Arbeitsgemeinschaften insofern, als die Schüler nicht nur zu Spielen, Aufführungen, sondern auch zur Erarbeitung des Wissens- und Bildungstoffes überhaupt, der ihnen geboten wird, mit herangezogen werden. Darin besteht zugleich der wesentliche Unterschied dieser Thüringer Volkshochschulen gegenüber den dänischen, in denen durchaus der freie zusammenhängende Vortrag des Lehrers vorherrscht.

Daß die ganze Bewegung noch sehr im Werden und Lernen begriffen ist, bekennen die Verfasser selbst. In der Methode, in den Anschauungen über die Wahl der Unterrichtsstoffe, ob sie mehr den praktischen Bedürfnissen oder mehr der Veredelung und Vertiefung des geistigen Lebens der Schüler dienen sollen, herrscht bei den verschiedenen Lehrern noch durchaus keine Übereinstimmung.

Das Schülermaterial setzt sich zumeist aus Arbeitern zusammen. Die Volkshochschule in Tinz bei Gera bezeichnet sich geradezu als sozialistisch, will aber keiner Partei dienen.

Die Persönlichkeit Professor Weinels bürgt wohl dafür, daß die Bewegung aus der gegenwärtigen Gärung heraus zuleht den rechten Weg finden wird.

Das Heft sei allen Freunden des Volkshochschulgedankens empfohlen.

G. E.

### Hans Heinz Ewers: Der Vampyr.

Erschienen bei Georg Müller, München.

Der neueste Ewers und was sonst? Ein Buch, das ein selten abenteuerliches Schicksal gehabt hat, und das von einem Helden handelt, der ein Abenteuerer ist, ein Buch, das Interessantes und Schauerliches aus Amerika während des Weltkrieges erzählt, Begebenheiten, die fast alle wahr und erlebt sein mögen. Zudem aber ein Buch zweifellos mit Unterstreichung, ja Vorliebe für das Perverse behaftet, das sei für „Prinzipielle“ gleich vorweg bemerkt. Es ist eben der eine und der andere Ewers, der sich hier schärfer als sonstwo austobt. Der eine und der andere und der dritte und vierte. Einmal äußerte sich mir gegenüber ein „Typischer“, einer von jenen, die, wenn ein Name genannt wird, sofort in ein gewisses Schubsfach ihres Verstandes greifen, dort liegt in jedem Fall ein beschriebener Zettel bereit: „Ach, dieser Ewers, man wüßte ja eigentlich gleich, wo man mit diesem ruhelosen, viel zu geschickten und intelligenten Globetrotter dran wäre, aber als dann der Krieg kam und er diese prachtvollen Kriegslieder schrieb, da dachte man sich doch: er ist doch deutsch.“

Ja, deutsch ist er trotz alledem, mehr als ihm selber recht sein mag und das fühlt man beim Lesen dieses Buches mehr als sonstwo bei ihm.

Er ist den ganzen Krieg hindurch als Redner und Schriftsteller für die deutsche Sache tätig, weilt in geheimer Mission beim mexikanischen Präsidenten Francesco Villa, wird schließlich mit der amerikanischen Kriegserklärung und einer Menge anderen Schicksalsgenossen in ein verwanztes Zuchthaus geworfen, kugelt aus einem Gefängnis ins andere, wird endlich freigelassen. Das Buch erzählt auch noch mancherlei anderes. Ein eigenes schreckliches Stück Weltgeschichte, ein Stück einer wüsten, blutigen chaotischen Zeit, über die man sich vielleicht noch nach Jahrhunderten entsetzen wird. Heldenmut und Verbrechermut recken sich tollkühn und wild gegen die Schranken der Zivilisation und des Völkerhasses auf. Dazwischen, wie blaue Blumen gestreut, Opfermut, Heimatliebe, verklärte Erinnerungen, stille zähe Arbeit für sein Land.

Hans Heinz Ewers kann glühend, packend beschreiben, man lese über die Fahrt des deutschen Schiffes, wo das gelbe Fieber herrscht, das Stiergefecht in Mexiko, den Tanz der Goyita, das Fest der Monddamen



in Newyork, dieser nach außen so scheinheiligen, in Wahrheit vollständig pervertierten amerikanischen Geldaristokratie, wo das Geld eben jedem Mangel von innerer Kultur zudeckt.

Sein Held Frank Braun, dem Hans Heinz Ewers diesmal wohl sein ganzes Selbst unterschoben hat, wird durch eine Frau der deutschen Sache gewonnen und immer enger verbunden und diese ist auch der Angelpunkt der Begebenheiten. Natürlich, denn aus einer angehäufte Reihe von Erlebnissen allein wird noch kein Roman. Obwohl er seine Siege über die Frauen schriftstellerisch reichlich ausbeutet.

Natürlich ist er auch mythisch, geradezu ein Gelehrter auf dem Gebiete der Sexualphysik, der Dichter der Uraune hat sich als Forscher der verwegenen und geheimen Zusammenhänge der erotischen Psyche der Geschlechter und der unergründlichen Triebkräfte der Menschheit noch um einen Schritt vorgewagt. Aufsteigen läßt er den alten Blutopferglauben aus den frühesten Religionen aller Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Ein düsteres Verhängnis, das die Menschen Blut trinken heißt. Kannibalismus als krankhafte Folgeerscheinung eines Vampirbisses in den Tropen. Er selber behaftet mit der krankhaften Blutgier, unbewußt, nur in festem Schlafzustand sich nachtwandlerisch offenbarend und die Geliebte dadurch zu immer erneuten Blutopfern zwingend, ohne von seiner Krankheit auch nur zu ahnen. Dann einmal erwachend, sich sehend, von sich mit Abscheu erfüllt, sich hassend, der Geliebten, die für ihn dasselbe Opfer, wie der Heiland für die Menschheit gebracht hat, in stammelnder Demut zu Füßen sinkend: Von da weht ein Hauch der Verklärung her und bestimmt das Schlußgefühl.

Mir unsympathisch und gefucht ist mancherlei, das Inhaltsverzeichnis nennt er „Zodiac“ und gibt den einzelnen Kapiteln die Namen von Edelsteinen und Halbedelsteinen, so wie: Opale, Berylle, Karneole, Smaragde usw. Das wirkt immer gezwungen, ob es nun Blumennamen oder Vogelnamen, oder Monatsnamen sind, nach denen die Abschnitte eines Buches benannt sind. Zudem dann seine Mottos, die aus den Zauberbüchern aller Völker zusammengesucht sind, von wegen des okkulten Zusammenhangs. O, er ist in solchen Dingen sehr belesen, man muß es zugeben.

In einer Stelle erzählt er, wie Newyork

mehr als jede andere Stadt der Welt überschwemmt sei von Horoskopstellern, Orakeldeutern, Zukunftslern, geheimen Ratgebern, Okkultisten, Psychologen, Chirromanten, Spiritisten, Propheten, Theosophen, die einen offenbar gerade in dieser allernüchternsten Umgebung auftauchenden Hang der Menschheit nach Mystik und Deutung von geheimen Mächten ausbeutend ein schwindlerisches Dasein führen „Herauf von den schmutzigen, zerlumpten Weibern, die auf der Straße die Leute ansprachen, um für ein paar Nickel ihnen ihr Schicksal aus der Hand zu lesen, bis zu dem hochberühmten Professor Reesé, den sie das Hirn der Welt nannten.“ Derartige scheint also dort mehr noch, als anderswo in der Luft zu liegen. Und es scheint fast als ob er sich dem Einfluß dieser Lüfte auch nicht ganz hätte entziehen können.

Er nennt ihn einen „verwilderten Roman in Fetzen und Farben.“ Einen schönen bunten Lappen wird wohl mancher darin finden, wenn er sich überhaupt die Mühe des Suchens nimmt.

H. B. B.

**Hermann Hesse: Demian, die Geschichte von Emil Sinclair's Jugend.**  
S. Fischer 1920.

Der Ästhetiker Johannes Volpert bezeichnet dies Buch als ein solches, das durch den Expressionismus gelernt habe, innere Vorgänge unmittelbar darzustellen, ohne doch in seine Absurditäten und Übertreibungen zu verfallen. In der Tat erscheint neben der für Hesse kennzeichnenden Schilderung der Stimmungswelt eines reisenden Knaben, die sich gegen die Wirklichkeit eigentümlich abhebt, nun auch ein symbolischer Hintergrund in dem mit dem „Rainszeichen“ geschmückten Max Demian, seiner Mutter Frau Eva, die „Dämon und Mutter, Schicksal und Geliebte zugleich“ ist, und einem stillen Kreis von ähnlichen Gezeichneten. Diese fast an Mehrfakten erinnernden Gestalten und Symbole aber dienen hier nicht einer verzerrten, sondern einer tief innerlich suchenden Phantasie zum Ausdruck, die insbesondere das Kriegserleben unter einen richtigen höheren Gedanken zu stellen vermag. Die jetzt so geläufige Verneinung des Krieges wird hier umgebogen in eine höhere Befahrung, die uns eine Verleugnung unserer Gefühle von 1914 erspart. „Und alle Menschen waren wie verbrüdet. Sie meinten das Vaterland und die Ehre. Aber es war das Schicksal, dem sie alle einen Augenblick in das unver-

hüllte Gesicht schauten. Junge Männer kamen aus Kasernen, stiegen in Bahnzüge, und auf vielen Gesichtern sah ich ein Zeichen — nicht das unsere — ein schönes und würdevolles Zeichen, das Liebe und Tod bedeutete. Auch ich wurde von Menschen umarmt, die ich

nie gesehen hatte, und ich verstand es und erwiderte es gerne. Es war ein Kausch, in dem sie es taten, aber der Kausch war heilig, er rührte daher, daß sie alle diesen kurzen, aufrüttelnden Blick in die Augen des Schicksals getan hatten.“

## Theater, Musik und Vortragswesen

**Deutsches Theater in Bukarest.** Das Czernowitzer deutsche Theater hat in Bukarest gastiert und mit seinen auf hohem Niveau stehenden Aufführungen vollen Erfolg erzielt. Es ist erfreulich, daß gerade jetzt in der Zeit der „Lafcadeen“ die Möglichkeit besteht, auch innerhalb unseres Landes Kulturwerte zu erzeugen, die von den gewiß dem Deutschtum nicht allzu freundlich gesinnten Bukarestern anerkannt werden. Freilich ist es nur ein Anfang und wenn bei dem diesmaligen Gastspiel hauptsächlich Schnitzlers „Reigen“ und Hans Müllers „Flamme“ „gezogen“ haben, so erinnert das bedauerlicherweise an die Erscheinung von Anno dazumal, wo man

in Budapest auf keiner Bühne deutsches Wort hörte, nur in den Obszönitäten des „Folie Caprice“ nach zwölf Uhr. Damit soll natürlich nicht der Theaterdirektion ein Vorwurf gemacht werden, sondern nur einfach die Tatsache festgestellt werden, daß es auch eine „erotische Internationale“ gibt. Doch auch diese kann als Sprungbrett für Vermittlung edler Kultur dienen. So ist gewiß aus Wildgans' „Liebe“ manch ein Keim wirklicher deutscher Dichtung in die Herzen der Zuhörer gefallen. Man muß das Publikum eben dort packen, wo es sich packen läßt, es dann aber dahin zwingen, wo man es haben möchte.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## V e r e i n e

**Adam Müller-Guttenbrunn im Kreise der schwäbischen Studierenden in Wien.**

Aus Wien wird uns berichtet: Unser großer Dichter Adam Müller-Guttenbrunn hielt in der ersten Verbandsversammlung schwäbischer Studenten am 25. Februar l. J. in Wien eine Rede.

Er gab seiner Freude Ausdruck, daß die schwäbische Jugend wieder ihre deutschen Ideale gefunden hat. Die Gewinnung der Mädchen, die Erziehung deutscher Mütter soll heute die heimatliche völkische Arbeit als eine wesentliche Aufgabe betrachten.

Länger verweilte er bei der Frage der Berufswahl. Arzt ist nicht der einzige akademische Beruf, die Friseurkunst nicht das einzige Gewerbe. Die heimatlichen völkischen Organisationen müßten einen günstigen Einfluß auf die Berufswahl der Jugend ausüben, damit aus der Jugend eine Gesellschaft in ihrer ganzen Vielseitigkeit hervorgehe, Ingenieure, Landwirte, Ärzte, Kauf-

leute, aber auch Journalisten, Theologen, Volks- und Mittelschullehrer, sowie jeder Gewerbebestand. Daß Tausende Barbieri aus dem Banat die Welt überfluten, sei eine wahre Volksvergeudung, mit dieser Berufswahl werde nur menschliche Exportware für das Ausland erzeugt.

Er sagte auch unter anderem: „In dieser großen Katastrophe, die über die Menschheit hereingebrochen ist und die gerade das deutsche Volk am schwersten trifft, sehe ich eine Aufhellung am dunkeln Himmel meiner Heimat. Das alte Ungarn liegt in Trümmern. — Meine schwäbische Heimat aber hat den Frühling im Lande. — Zwar gehen noch große Gewitter nieder, doch sprießen schon die Weilchen aus dem Boden! — Was geht aber im heutigen Ungarn vor?! — Die halbe Million Deutsche, die in Ungarn verblieben sind, haben noch den tiefsten Winter. — Budapest mit seinen hunderttausend Deutschen ist völkisch genommen, eine tote Stadt!“ ...